

Keine Heilige

Mrs. Marple ermittelt

Marple. Miss Jane Marple – der Name kommt mir irgendwie bekannt vor.

Agatha Christie, „16 Uhr nach Paddington“

LONDON 2012

1

Hoffentlich ist Mrs. Oliver tot, dachte Jess und bremste. Der alte Fiat ächzte ein wenig, als er an der roten Ampel zum Stehen kam, ein Seufzen, das klang, als käme es geradewegs aus Jess' Brust. Sie war sich nicht ganz sicher, ob sie nicht wirklich geseufzt hatte. Sah sich um, als säße jemand neben ihr. Aber sie war allein. Natürlich war sie allein. Die Strassen waren noch leer, sie schienen im Halbschlaf da zu liegen, hatten sich noch nicht gestreckt und die Nachtlichter ausgeknipst, sich nicht zurecht gemacht für die Menschen, die auf sie hinausströmen und mit ihrer Hektik das Pflaster beleben würden. Ein graues, winterdunkles Betonlabyrinth, das sie ins heftig pulsierende Herzen Londons führte. Jess fuhr die Strecke mit einer schlafwandlerischen Sicherheit. Sie kannte jede Kurve, jede Ampel, jeden Fußgängerüberweg. Sie wusste, wann sie beschleunigen konnte und wann es sich nicht lohnte, da die Ampel ohnehin gleich umschalten würde. Sie erahnte die Straßenführung auch im Dunkeln und schnallte sich jedes Mal automatisch ab, wenn die Reifen auf das Kopfsteinpflaster trafen, einige Sekunden, bevor sie auf den Parkplatz einbog, die Schranke sich hob und hinter ihr wieder schloss, sodass sie sich manches Mal fühlte, als tappe sie in eine Falle. Seit Jahren fuhr sie diese Strecke täglich, auch am Wochenende, wenn sie Dienst hatte, oder spät abends zur Nachtschicht.

Sie stieg aus und vergaß, die Autotür abzuschließen, bevor sie auf das altmodische Backsteingebäude des King's College Hospitals zu ging und in einem Seiteneingang verschwand.

„Wieder kein Exitus heute Nacht!“

Hank strahlte sie an, wie Jesus höchstpersönlich. Als habe er einen ihrer Patienten gar auferstehen lassen. *Nimm dein Bett und geh* und so weiter.

„Nicht der geringste Hinweis auf ungeklärte Todesfälle, Miss Marple.“ Er feixte. Mit seiner blondierten Strähne und einem Kinn, spitz wie ein Handspaten, sah er aus wie ein eifriges Streifenhörnchen.

„Mrs. Marple, wenn überhaupt. Ich bin verheiratet, wie du wissen dürftest. Und für dich immer noch *Schwester Jessica*.“

Es war wirklich nicht mehr komisch. Es war nur eine Namensgleichheit und sie hätte daran gewöhnt sein müssen. Immerhin war es ihr Mädchenname, sie trug ihn seit sechsunddreißig

Jahren. Und es gab unzählige Marples in England. Ob sie sich alle ihr Leben lang diesen Mist anhören mussten? Vielleicht lag es auch einfach nur an Hank. Daran, dass er es einfach nicht lassen konnte, sie damit aufzuziehen. Danke Agatha, dachte Jess nicht zum ersten Mal (die *Queen of Crime* war für sie mittlerweile so etwas, wie eine ermüdende alte Verwandte, die sie widerwillig beim Vornamen nannte) und ging sich umziehen.

Hank war, abgesehen von seinen unpassenden Witzen, ein netter Kerl mit einer offensichtlichen Phobie vor Sterbenden. Er gehörte zu der Sorte Kollegen, die anscheinend riechen konnten, wenn eine der Patientinnen kurz davorstand, sich für immer zu verabschieden (wie diese Hunde, die sich Todkranken zu Füßen legten oder die Katzen, die zu Sterbenden ins Bett sprangen). Allerdings mied er im Gegensatz zu den Tieren die Todgeweihten und ging auf Distanz. Er tauschte seinen Dienst unter fadenscheinigen Ausreden und staunte am nächsten Morgen bei der Übergabe, wenn es wieder einen erwischt hatte. Seine gute Laune, weil er in dieser Nacht alle seine Patienten erfolgreich und noch sehr lebendig durchgebracht hatte, umgab ihn wie eine Wolke aufdringlichen Parfüms. Hochmütig und selbstzufrieden, ein erfolgreicher General nach siegreicher Schlacht, stand er neben dem Kurvenwagen.

„Wie geht’s Mrs. Oliver?“ erkundigte sich Jess und zupfte ihren Kittel zurecht.

„Stabiler Kreislauf, aber ihre Lunge läuft voll. Sie haben die Lasixdosis erhöht und ich hab sie regelmäßig absaugen müssen.“

„Shit!“

„Ich dachte du kannst es gar nicht erwarten, dass sie endlich stirbt?“

Jess schnitt ihm eine Grimasse.

„Sie quält sich doch nur. Und ihr Mann hat längst eine Neue. Hast du bemerkt, wie eilig er es immer hat? Er wird eine pompöse Einäscherung organisieren, und danach werden er und der Rest der Welt sie vergessen. Sie wird anstandslos in der Bedeutungslosigkeit ihres Urnengrabes verschwinden. Ich hoffe nur, sie hat ein paar Freundinnen, die ihrer weiterhin gedenken.“

„Hat sie jemals Besuch bekommen?“

„Nein“, gab Jess traurig zu.

„Keine Liebe in dieser Welt“, jammerte Hank theatralisch und schlug sich kurz darauf an die Brust. „Aber dafür aufopferungsvolle Pfleger, die keine Anstrengung scheuen, ein Leben zu retten.“

„So wie du?“

„Genau“, gab Hank zurück. „Viel Spaß im Einsatz, Mrs. Marple“, sagte er und tippte sich zum Gruß an die Stirn, als verabschiedete er sich von einem militärischen Vorgesetzten. Dann drehte er ihr seinen dreieckigen Rücken zu und marschierte davon. Dabei machte er erstaunlich kleine Schritte, und sein schmaler, fester Hintern in der engen weißen Hose (ihre Freundin Dolly würde von *Knackarsch* sprechen) bewegte sich kaum dabei.

Als Jess an das Bett trat, röchelte Mrs. Oliver. Ihr Atem schlug den Schleim zu Schaum und ließ ihn aus ihrem Mund quellen. Als hätte sie einen Schluck Halo genommen oder Ariel oder wie sie alle hießen, diese Waschmittel, die gegen Flecken und Grauschleier eingesetzt wurden. Es sah aus, als versuchte die arme Frau, sich von innen selbst zu reinigen. Und nun erstickte sie beinahe bei dem Versuch, mit weißer Weste vor ihren Schöpfer zu treten. Jess steckte einen Katheter auf und saugte schnell den Schleim aus Mrs. Olivers Rachen ab. Ihre Patientin war Fünfundvierzig, keine zehn Jahre älter als sie selbst und deshalb fühlte sich Jess irgendwie schuldig. Gleichzeitig überlegte sie, was sie selbst wohl bereuen würde oder zu bereinigen hätte, wäre auch sie todkrank und müsste bereits gehen. Die Bilanz war niederschmetternd. Ihre Ehe war gescheitert, soviel war klar. Da gab es nicht wirklich etwas zu bereinigen. Wie sollte man all die kleinen und großen Streitereien, die Missverständnisse und ungeduldigen Vorwürfe nur aus der Welt schaffen? Sie hatten sich zu einem riesigen Müllberg aufgetürmt. Jess hatte das Gefühl, unter dieser lähmenden Form von Sondermüll begraben zu sein und sich nur durch wiederholtes Austeilen scharfer Keifereien hin und wieder freikämpfen zu können. Sie führte sich auf, wie früher ihre eigene Mutter. Hörte deren hohe, empörte Stimme, wie sie Jess zur Ordnung rief, ihrem Vater Vorwürfe machte. Aber sie war machtlos dagegen. Wann immer sie selbst mit Andy sprach, klang ihre Stimme unwirsch und mindestens eine Terz zu hoch. Wie eine meckernde Himmelsziege (ein aussterbender Zugvogel, wie ihr Naturforschender Sohn Vincent ihr begeistert erklärt hatte). Kein Wunder, dass sie Andy kaum noch sah. Offensichtlich versuchte er, ihr aus dem Weg zu gehen. Er hatte Konflikte schon immer gern vermieden. Sie konnte ihn verstehen, sie würde sich auch nicht mit sich selber anlegen wollen. Und das, was sie beide früher verbunden hatte, existierte nicht mehr. Es war in den Jahren vertrocknet und zu Staub zerfallen, dieses Gefühl, nur gemeinsam etwas schaffen und sich dem Abenteuer des Lebens stellen zu können. Doch da gab es Vincent. Der wichtigste Posten auf ihrer Haben-Seite. Das Einzige, was ihr und Andy wirklich gelungen war. Der Hauptgrund dafür, dass keiner von ihnen sich eingestehen wollte, dass ihr Leben nur noch aus Routine bestand und sie in ihrer Ehe vollkommen alleine waren.

Mrs. Oliver hustete blasig. Jess strich ihr mit der linken Hand beruhigend über das Schotterfarbene Haar. Während sie mit dem Katheter in ihren Hals hinein und wieder hinausfuhr, wurde jedes Mal die Sauerstoffzufuhr unterbrochen. Die Patientin, das wusste sie, bekam keine Luft, während sie das tat. Sie litt die Anfangsqualen einer Erstickung, vor der Jess sie doch eigentlich bewahren wollte. Mehrmals täglich krümmte sich ihr Körper unter dem hinterhältigen Sauger und im besten Wissen, ihr zu helfen, fühlte Jess sich dennoch als Folterknecht. Letztendlich würde die Lunge ihrer Patientin irgendwann wegen der Metastasen versagen, wegen eines Ergusses oder Sauerstoffmangels. Es war nur eine Frage der Zeit. Das Brodeln ging in ein Zischen über, als die Ziffer der Sauerstoffanzeige wieder über 90 stand und sie den Silikonkatheter endlich herauszog. Ein gemeines, irgendwie hinterhältiges Geräusch. Jess ließ die Luft, die sie unwillkürlich angehalten hatte, aus den eigenen Lungen entweichen, holte tief Luft und warf den benutzten Saugkatheter in den Müll. Dann sank sie erschöpft auf einen Hocker.

Was willst du, Jessica Marple, eigentlich wirklich vom Leben, fragte sie sich matt. Krankenschwester, Mutter, Ehefrau (wirklich jetzt? Wie lange noch?), das waren ihre Rollen. Nicht zuletzt Namensvetterin einer berühmten blaustrümpfigen Detektivin, die allerdings reine Fiktion war. Wie vielleicht alles andere auch. War sie ein gute Mutter oder bildete sie sich das womöglich nur ein? Ihre Vorstellungen von sich als der hingebungsvollen Ehefrau und von der alles überdauernden Liebe waren offenbar auch alles andere als realistisch gewesen. Angenommen. Erfunden. Vorgetäuscht? Wo zwischen all dem Schein und Sein befand sie sich, bitte schön, denn nun wirklich?

Sie sah auf ihre grünen Gummiclogs und zählte die Löcher darin.

Der ganze Tag lag hellgrau summend vor ihr, wie ein Laufband, von dem sie nicht wusste, wann es anhalten würde. Ob überhaupt. Sie konnte die Mäuse verstehen, die ununterbrochen in ihren Rädern liefen, immer weiter, weil sie sonst nichts Anderes konnten, weil sie den Käfig nicht spüren und nicht sehen wollten, weil sie den Stillstand nicht ertrugen. Genau darum machte sie ihren Job.

Sie stand auf.

Die Visite führte sie von Bett zu Bett. Danach Medikamente richten. Essen austeilen. Ein hektischer Verbandswechsel zwischendurch, dann weiter, mit quietschenden Sohlen.

Am Nachmittag konnte eine junge Frau nach ihrer Krebsoperation wieder auf ihre Station verlegt werden. Jess holte sie aus dem Wachzimmer ab. Als sie die Papiere auf das Fußende des Bettes legte, das schon auf dem Flur zum Abholen bereitstand, und die Patientin, noch ganz benommen von der Narkose, wimmerte wie ein kleines Kätzchen, musste sie

unwillkürlich lächeln. Sie legte ihre Hand auf den zerstochnen Handrücken der Patientin und flüsterte in ihr Ohr, um das sich einige verschwitzte Haarsträhnen kringelten: „Alles wird gut.“

Einen Moment glaubte sie selber daran.

Dann musste sie wieder zu Mrs. Oliver zurück.

Es dämmerte schon, als sie aus dem Seiteneingang trat. Sie musste sich beeilen, sie hatte versprochen, Vincent so rechtzeitig bei seinem Freund abzuholen, dass er sich noch das Fußballspiel im Fernsehen ansehen konnte. Erst als sie am Steuer saß, merkte sie es: Das portable Navigationsgerät mitsamt Kabel und Saugnapfhalterung an der Windschutzscheibe war verschwunden. Sie hatte Bildschirmfreie Sicht auf ihre Scheibenwischer, die Kühlerhaube und die vor ihr parkenden Autos der Kollegen.

„Shit“, fluchte sie zaghaft und versuchte, sich an die Adresse des Freundes zu erinnern. Einmal war sie bisher nur dort gewesen, die Familie wohnte irgendwo im East End. Die Kupplung beschwerte sich kreischend bei ihr über den unsanften Start, Jess trat das Gaspedal durch und schoss über das Kopfsteinpflaster. Ein Blick auf die Uhr verstärkte ihr schlechtes Gewissen: das Fußballspiel hatte bereits begonnen.

Jess nahm das Handyklingeln erst nach einer Weile wahr. Sie hatte in Gedanken auf das Lenkrad getrommelt und sich ihren Weg durch das unübersichtliche Strassengewirr der Großstadt gesucht. Es war erschreckend schnell dunkel geworden und sie irrte in ihrem Kleinwagen durch die Nacht, wie ein ausgesetztes Kind im Märchen. Das abendliche London war der große, schwarze Wald und auch die riesigen Leuchtreklamen änderten nichts daran, dass sie sich verloren fühlte. Sie hatte gerade die Tower Bridge hinter sich gelassen. Hatte sie sich wirklich so restlos und vollkommen verfahren? In einer holperigen Sackgasse wendete sie und griff dann nach ihrem Handy, das empört tutete. Es zeigte Vincents freches Teenagergrinsen.

„Ich bin gleich da.“

„Mum, du bist viel zu spät! Wo bleibst du überhaupt? Schon auf der Cambridge Heath??“

„Ja, Nein. Ich meine, ich weiß nicht.“

Anscheinend war sie eine zu früh abgebogen. Jess kurbelte mit einer Hand am Lenkrad und fädelt sich schnell hinter einem der roten Doppeldecker-Busse wieder in die Hauptstrasse ein. Ein gedrungenes Taxi bremste hinter ihr und hupte.

„Ich glaube ich bin noch auf der Whitechapel Road.“

„Ist das weit von der Cambridge Heath?“

„Muss ich die rechts oder links runterfahren?“

„Mensch, Mum! Du hast ja überhaupt keine Peilung!“

Nein, die hatte sie nicht. Hätte sie aber gerne. So ein Peilsender wäre sogar genau das, was sie schon immer haben wollte. Sie hätte ihn Vincent bereits als Säugling unter die Haut pflanzen sollen, damit sie immer wüsste, wo er sich aufhielt. Dann hätte sie niemals Angst haben müssen, wenn er allein zur Schule und spät nachmittags wieder nach Hause ging. Hätte niemals an Kindesentführung und große böse Männer denken, sondern einfach nur auf ein beruhigendes Blinken auf irgendeinem Monitor blicken müssen. Und sie hätte ihn jetzt, verdammt noch mal, schneller gefunden, in diesem Strassengewirr! Aber für ein Handy mit GPS-Funktion war einfach nicht genug Geld da. Vielleicht sollte sie etwas mehr Geld in die Sicherheit ihres einzigen Kindes investieren und sich selbst einfach ein paar Bücher weniger kaufen?

„Mum, hörst du mich? Du musst die Whitechapel Road weiter runter und dann *links* in die Cambridge Heath. Nach circa einem Kilometer wieder links und gleich die nächste rechts.“ Das hörte sich einfach an. Das würde sie schaffen.

„Hast du mich verstanden, Mum?“

„Ja, hab ich.“

„Und wie lange brauchst du noch?“

„Kann sich nur noch um Lichtjahre handeln,“ versuchte Jess zu scherzen, als sie endlich richtig abbog.

„Noch neun Komma fünf Billionen Kilometer?“

Woher hatte der Junge das nur? Wer wusste schon, wie lang (oder weit?) ein Lichtjahr war? Wie um Himmels Willen konnte er sich nur so ein Zeug merken?

„Nein, *so* weit bin ich wirklich nicht entfernt.“

„Gedanklich schon“ maulte Vincent, „mindestens.“

Dann legte er auf.

Das Licht war gedämpft und der dicke Teppichboden schluckte jeden ihrer Schritte. Trotzdem sah Jan hoch als Xenia eintrat, als habe er sie gewittert.

„Du bist zu spät.“

Er sagte das ganz ruhig. Doch unter seinem Blick stellten sich die Härchen auf ihren Unterarmen senkrecht. Natürlich war er schon da. Er war immer schon da, er hasste Unpünktlichkeit. Nervös warf Xenia einen Blick auf die Uhr. Sie war nur vier Minuten zu spät, aber nach seiner Miene zu urteilen waren das vier Minuten zuviel.

„Tut mir leid, Darling.“

Sie lächelte, während sie ihm einen Kuss auf die Wange hauchte und hoffte, er würde ihren schnellen Puls nicht auf ihren Lippen spüren.

„Setz dich“, sagte er, als sie sich zu ihm hinab beugte.

Xenia hatte die oberen Knöpfe ihrer Bluse gerade weit genug aufgelassen, so dass er das Aufblitzen ihres roten BHs würde erkennen können. Er schmiegte sich perfekt an die vollen Rundungen ihrer Brüste, ein Anblick, von dem sie wusste, dass Jan gar nicht genug davon bekommen konnte.

In ihrer Klasse in Belgrad war sie das erste Mädchen gewesen, das Brüste bekam. Richtige Brüste, nicht solche kleinen Mirabellen. Sie wuchsen schnell und Xenia entwickelte sich noch vor ihrer Cousine Roxana zu etwas, das ihr Onkel als „eine richtige kleine Frau“ bezeichnet hatte (wieder ein Grund mehr zur Eifersucht). Mithilfe dieses Busens gelang es ihr, ihre schlechten Kenntnisse in Algebra auszugleichen. Denn wenn Herr Kristic Xenia aufrief und sie wie immer ziemlich ahnungslos an der Tafel stand, hatte sie sich stets vorgebeugt, um sich am Knie zu kratzen oder ihren Strumpf hoch zu ziehen und ihm einen langen Blick auf ihre weichen, runden Brüste gewährt, die sie wie zwei große samtige Pfirsiche vor sich hertrug. Er hatte dann irgendwie wehmütig gelächelt, geseufzt und sie wieder auf ihren Platz geschickt.

„Sehen Sie sich die Formel doch bitte noch einmal an“, hatte er gesagt und es hatte geklungen, als habe er einen Frosch verschluckt.

Xenia rang sich ein weiteres Lächeln ab und tätschelte Jans manikürte Hand. Sie musste gute Miene zum bösen Spiel machen. Das Essen, erstmal mussten sie essen, dachte sie und nahm geziert ihm gegenüber auf einem der rot gepolsterten Stühle Platz. Um sie herum viel vergoldeter Stuck, satte Teppiche und Stofftapeten die aussahen wie die Desserts, die hier serviert wurden: blumig, köstlich und wie von Puderzucker übersät. Dieses Restaurant hatte einen Stern oder eine Kochmütze, was wusste sie schon, es war jedenfalls sehr fein und man

sollte besser nicht zu spät sein, wenn man sich dort mit Jan traf. Denn darüber konnte er sehr böse werden und das würde er ohnehin noch im Laufe des Abends.

„Hast du schon gewählt?“

Ihre Stimme klang in ihren Ohren zu hell und sie musste einem Impuls widerstehen, aufzuspringen und auf die Toilette zu laufen. Vielleicht war ihr Make-Up verwischt, der Lippenstift abgeblasst. Sein Rot erinnerte sie immer an Blut, schmeckte aber weniger metallisch. Eigentlich nach gar nichts. Xenia kannte den Geschmack des Blutes. Sie presste nervös die Lippen aufeinander und stülpte sie nach innen, um die Farbe gleichmäßig zu verteilen. Sie wusste, dass sie gut aussah. Manche sagten sogar, sie sei schön. Jan sagte das auch. Er sagte es ihr jeden Morgen und jeden Abend und Jan musste es ja wissen. Er war Geschäftsmann und hatte beruflich viel mit Frauen zu tun. Er besaß einen Club. Und manchmal dachte Xenia, dass er sie wirklich liebte. Dass er sie brauchte und ohne sie nicht leben konnte, so wie er es ihr immer zuflüsterte, wenn er nachts an einer ihrer großen weichen Brüste lag und ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Er schniefte dann und jammerte und sie wiegte ihn in ihren Armen wie ein Baby und freute sich, dass er sich nicht scheute, ihr seinen weichen Kern zu offenbaren. Ihr wurde ganz warm ums Herz, wenn sie daran dachte. Und ein wenig mulmig. Vielleicht, überlegte sie und nahm das Glas Champagner, das der Kellner ihr reichte, sollte sie sich die ganze Sache doch noch einmal durch den Kopf gehen lassen.

„Sieh dir die Karte an“, sagte Jan und faltete sie vor ihren Augen auseinander.

Xenia begann zu lesen, während der Kellner die Flasche Champagner knirschend in einen eisgefüllten Sektkühler stieß. Sie musste sich möglichst rasch eine solide Grundlage verschaffen, von der aus sie argumentieren könnte. Ein leerer Bauch diskutiert nicht gern. Oder anders: wenn er hungrig war, wurde Jan immer aggressiv. Und das galt es zu vermeiden.

„Nicht so verbissen schauen, Honey! Die Karte ist doch nicht auf chinesisches geschrieben.“

Er hob sein Glas.

„Auf unseren gemeinsamen Abend!“ sagte Jan und bleckte die Zähne.

„Auf uns!“ antwortete Xenia und strahlte.

Sie war überrascht gewesen, als Roxana und sie ihm vor einem Jahr durch einen Freund ihres Onkels in Belgrad vorgestellt wurden. Sie wusste, dass er fünfundzwanzig Jahre älter war als sie selbst. Ein viertel Jahrhundert! Länger als sie überhaupt schon auf der Welt war. Und sie hatte sich diesen Ausländer wirklich, wirklich alt vorgestellt. Aber sein Haar war noch nicht grau, er wirkte sportlich und schlank. Damals fiel ihr seine gute Figur und vor allem der Porscheschlüssel auf, den er ungeduldig zwischen den Fingern drehte. Porsche gab es in ihrer

Heimat nicht. Extravagante Sportwagen hatte sie bisher nur auf den Fotos gesehen, die ihr Bruder aus irgendwelchen Zeitschriften ausgeschnitten und über sein Bett gehängt hatte. Es war ein schmales Bett gewesen und hatte im Keller des schäbigen Häuschens ihres Onkels gestanden. Der Keller war dunkel und feucht und Xenia fröstelte jedes Mal, wenn sie das Zimmer ihres Bruders aufsuchte, das nicht mehr war als eine Abstellkammer, an deren Wänden der Schimmel klebte (unter den Sportwagen, versteht sich). Sie sahen sich selten, ihr Bruder musste in einer Fabrik arbeiten, um zum Lebensunterhalt beizutragen.

„Oder wollt ihr wieder ins Waisenhaus?“

Diese Frage wurde Xenia und ihrem Bruder immer dann gestellt, wenn einer von ihnen dem Onkel oder der Tante widersprach. Seit sie sich erinnern konnte, lebten sie bei ihnen unter dem Damoklesschwert der Drohung, wieder in eines dieser Heime abgeschoben zu werden, in dem die Kinder autistisch im Takt ihres Herzens den Kopf gegen die Gitterstäbe ihrer Bettchen schlugen. Bettchen, die sie sich mit zwei anderen Kindern teilen musste. Bettchen, die sie auf ihren verkrüppelten oder entkräfteten Beinchen nie wieder würden verlassen können. Niemand kam in diese Heime, um die Waisenkinder zu adoptieren. Sie waren lebendige Tote, die sich nur in das stille Reich ihrer Köpfe zurückziehen und dort ein wenig Ablenkung finden konnten, bis sie an Typhus oder Ruhr, an Salmonellen, Blutvergiftung oder einfach nur an Einsamkeit und gebrochenem Herzen starben. Ihr Bruder hatte für Xenia gekämpft. Hatte gearbeitet, seit sie bei dem Onkel wohnten. Doch er konnte sie nicht vor allem beschützen.

Wenn ihr Onkel nachts in Roxanas Zimmer kam, tat Xenia immer so, als ob sie schlief. Er rüttelte sie wach und machte die Nachtschlampe an. (Was für einen gesegneten Schlaf unsere kleine Roxana doch hat, wurde er nicht müde zu beteuern, wenn das Thema auf die Nachtruhe kam.) Dann zog er einen Lolli hinter seinem Rücken hervor. Er zeigte Xenia, auf wie viele unterschiedliche Arten man an einem Lolli lecken konnte und als sie danach greifen wollte, hielt er ihre kleine Hand fest und legte sie in seinen Schritt. Er lehrte sie, ihn wie einen Lolli zu behandeln. Und erst wenn sein Stöhnen verebbte, bekam sie endlich die Süßigkeit. Sie drehte sich zur Wand und steckte den Lutscher schnell in den Mund, um den ekligen Geschmack, den der Onkel auf ihrer Zunge hinterlassen hatte, zu vertreiben.

Xenia stürzte den Rest ihres Champagners hinunter und fuhr sich mit der Zunge über die Schneidezähne. Kein Wunder, dass sie Karies gehabt hatte, als sie hier ankam. Der erste Gang mit Jan führte sie zum Zahnarzt.

„An der Zahnhygiene zeigt sich, wie sauber der Mensch ist“, sagte Jan beinahe jeden Abend, wenn er die Zahnseide durch die Zwischenräume seiner Molare zog und dabei im Spiegel aussah, wie ein gefährliches Monster.

„Das Getränk der Götter“ unterbrach er ihre Gedanken und stellte sein ebenfalls leeres Glas ruckartig neben ihrem ab. Er musterte sie eingehend.

„Alles in Ordnung?“

„Natürlich, Darling.“

Sie warf noch einen schnellen Blick in die Karte und legte sie entschlossen zur Seite.

„Ich nehme Austern, sautierten Lachs, Kalbsmedaillon auf Safrankartoffeln und anschließend Champagnersorbet an warmem Nougatfondant.“

Jan nickte zufrieden und der Kellner entfernte sich mit einer angedeuteten Verbeugung.

Jan hatte sie da rausgeholt.

Zwölf Jahre lang war Xenia von Roxana gepiesackt worden („Sie ist wie eine Schwester zu ihr“, sagte die Tante, wann immer die Sprache auf die beiden Mädchen kam) und sie wusste ganz genau, wie Aschenputtel sich gefühlt haben musste.

An dem Blick, den sie ihr jedes Mal am nächsten Morgen zuwarf erkannte sie, dass Roxana damals in den Onkel-Nächten wach gewesen war und sich nur schlafend gestellt hatte. Es überraschte sie, dass sich darin kein Ekel spiegelte, sondern Hass und Eifersucht. Sie erkannte darin den Schmerz darüber, dass ihr Onkel Xenia der eigenen Tochter vorzog. Und eine wilde Wut auf diese Cousine, die sich in Roxanas Leben und in ihr Zimmer gedrängt hatte, die ihr die Liebe ihres Vaters raubte und seine nächtliche Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie vergalt es Xenia mit tausend kleinen Gehässigkeiten. Und einigen großen Gemeinheiten.

Zum Beispiel die Sache mit Krishna, ihrem Hamster. Xenia hatte sich so gefreut, als eine Freundin ihr das kleine Tier in einem Schuhkarton überreichte. Roxana liebte es, ihn ihr abzuzeigen und an einer seiner rudimentären Pfoten im Kreis zu schleudern. Sie drohte damit, ihn loszulassen, wenn Xenia ihr nicht jeden Wunsch erfüllte. Und als ihr an einem heißen Sonntagmorgen die Limo, die Xenia ihr brachte, zu warm war, ließ sie ihn fliegen. Krishna klatschte gegen die Hausmauer aus Beton und lag hechelnd am Boden und bevor die entsetzte Xenia ihn aufheben konnte, trat Roxana einmal mit ihrem Absatz zu:

„Gnadentod“, sagte sie kalt. „Du brauchst mir nicht zu danken.“

Wäre ihr Bruder nicht gewesen, Xenia wäre vermutlich weggelaufen. Doch er machte ihr klar, dass ein Leben auf der Strasse für Mädchen nichts Anderes als Gewalt, Drogen, Missbrauch bedeuteten. Sie hatte ihm nicht die Illusionen nehmen wollen, indem sie ihm vom Onkel erzählte.

Dass Jan sich Zeit mit der Weinkarte ließ, erleichterte sie. Es lenkte ihn von ihr ab und sie beobachtete ihn, wie er mit Kennermiene das Angebot unter die Lupe nahm, sich mehrere Flaschen kommen und entkorken ließ, den Weinkelch schwenkte, seine lange Nase hineinhielt, schnupperte und dann einen kleinen Schluck nahm, den er behaglich von einer Wange in die andere schob. Ein Wunder, dass er nicht mit dem Wein gurgelte, dachte Xenia. Sie fand ihn lächerlich. Doch sie blieb auf der Hut.

Dabei war sie Jan wirklich dankbar gewesen.

Dieser Freund eines Freundes schien ein guter Mann zu sein. Er sprach ihre Sprache, zumindest in groben Brocken, und er war Niederländer. Er suchte für gut bezahlte Jobs im Ausland noch junge Mädchen. Roxana sollte gehen, entschied der Onkel, und Xenia sollte sie begleiten. (Was hatte man nicht schon für schlimme Dinge gehört, die den Mädchen dort drüben widerfuhren.) Xenia freute sich auf dieses Land, zu dem ihr nur die Farbe Orange und die Tatsache einfiel, dass es dort eine Königin gab, die gern große Hüte trug.

Natürlich war es eine Überraschung gewesen, als sie stattdessen nach England kam. Das Land war ihr fremd vorgekommen und düster und die Königin dort trug meist nur kleine Hüte. Die Sprache erschien ihr härter, als die paar Brocken Niederländisch, die sie gelernt hatte, die Blicke der Menschen auf den Strassen auch. Nur Jan war anders. Anfangs.

Er hatte Roxana und Xenia ein Glas Champagner nach dem anderen spendiert und irgendeinen amerikanischen Schriftsteller zitiert, der anzüglich aber bewundernd über Brüste schrieb. Er habe, so sagte Jan ganz begeistert, sogar ein ganzes Buch darüber verfasst, wie sich ein Mann eines Tages plötzlich in eine riesige, siebzig Kilo schwere weibliche Brust verwandelte.

„Was für eine Vorstellung!“

Dabei hatte er ununterbrochen auf ihr Dekolleté gestarrt, das zugegebenermaßen sehr weit ausgeschnitten war, auf Rat von Roxana. Und Xenia hatte sich geschmeichelt gefühlt und seine Hand zugelassen, die sich bald um ihre Taille herumwand und auf der anderen Seite wie zufällig den unteren Rand ihrer linken Brust streifte.

„Was stocherst du so? Kein Appetit?“

Jan sah sie über die Austern hinweg an. Xenia hatte gar nicht gemerkt, dass sie noch immer den Zitronensaft in der Schale verrührte. Dem armen Tier musste schon ganz schwindelig sein. Aber egal, sein Dasein war ohnehin beendet, dachte sie grimmig. Sie musste sich zusammenreißen.

„Doch. Ich liebe Austern!“, sagte sie und schluckte kräftig.

Anschließend verputzte sie die Hauptspeise bis auf den letzten Krümel.

„Wenn du entschuldigst. Ich muss mich kurz frisch machen.“

Sie schaffte es gerade noch in die Kabine, bevor sie sich übergab. Sie fühlte sich schwach, aber sie kämpfte dagegen an. Sie hatte es versprochen. Also würde sie es durchziehen.

Schnell spülte sie den Mund aus, zog die Lippen nach und wischte einen Rest Lippenstift vom rechten Schneidezahn ab. Jetzt musste sie sich aber wirklich beeilen. Sie hatte sich schon seit Wochen vorgenommen, mit ihm zu sprechen. Sie hatte es nicht nur versprochen, es war auch ihre einzige Chance, von ihm fort zu kommen.

Das erste Mal, als ihm bei einem Streit die Hand ausrutschte, hatte er sich noch entschuldigst. Sie schmeckte Blut, salzig und metallisch und sie war erschrocken, wie sehr sie der Geschmack an daheim erinnerte. An das hässliche Haus in Belgrad, an die Ohrfeigen ihrer Tante und an ihre aufgeschürften Knie, wenn sie wieder lange vor ihrem Onkel hatte knien müssen. Sie hatte dann mit der Zunge über die feinen Blutperlen geleckt, die aus der Schürfwunde auftauchten wie kleine Rubine im Netz des Edelsteinsuchers. Das Blut vermischte sich mit den Tränen, die sie tapfer hinunterschluckte. Es war nicht viel anders jetzt, auch wenn sie kein Kind mehr war. Trotzdem hatte es sie überrascht. Sie hatte nach Luft geschnappt, das erste Mal. Danach hatte er sie immer öfter geschlagen. Als habe er Gefallen daran gefunden oder als habe er eine Maske fallen lassen, die ihm nicht länger zu passen schien. Das Blut im Mund verursachte ihr Übelkeit und ein wundes, rachsüchtiges Monster labte sich daran und wuchs in ihr heran.

Sie stellte sich immer häufiger vor, wie sie Jan den Gürtel, den er sich wütend aus der Hose zerrte, entreißen und gegen seine Schläfe schleudern würde, anstatt seine Schnalle wieder und wieder auf dem Rücken, der Hüfte, den Schultern zu spüren. Sie überlegte, welches Geräusch es wohl geben würde, wenn er zu Boden ginge und sie mit einem Absatz ihrer hohen Stiletto zwischen seine Beine treten und seine Hoden zerquetschen würde. Ob überhaupt etwas anderes als sein Geheul zu hören wäre (vorausgesetzt, er würde nicht sofort in Ohnmacht fallen, man wusste ja, wie empfindlich Männer sein können).

Xenia schüttelte diese Vorstellung ab, atmete tief durch, strich sich die glitzernde Bluse über den Hüften glatt und verabschiedete sich von ihrem Spiegelbild.

Als das Champagnersorbet an warmem Nougatfondant gebracht wurde, war ihre Kehle wie zugeschnürt. Denn der Nachtisch war genau der richtige Zeitpunkt, endlich damit herauszurücken. Sobald sich eine warme Süßspeise in seinem Magen ausbreitete, setzte Jan ein zufriedenes Grinsen auf und seine Aufmerksamkeit war weniger gespannt. Es war, als rollte sich sein inneres Alarmsystem wohligh zusammen und begänne zu schnurren. Dieser warme Nougatfondant war ihr einziger Verbündeter. Sie musste es wagen.

„Ich würde gern nach Hause, Jan. Nach Belgrad. Ich weiß, ich könnte dir nützlich sein dort. Ich kenne viele Mädchen.“

Jetzt war es heraus.

„Heimweh?“ Seine linke Augenbraue hob sich zackenförmig an, während er genüsslich weiterkaute.

„Ich bin nach England gekommen, um Geld zu verdienen. Vielleicht eine Ausbildung zu machen. Doch bisher liege ich dir nur auf der Tasche. Ich will dir das nicht weiter zumuten. Ich habe gedacht, ich könnte mich revanchieren. Ich bin nicht dumm. Ich weiß, du hast sehr viele Geschäftspartner. Wenn du mich lässt, könnte ich dir vielleicht bei deinen Geschäften helfen.“

„Du willst also Geld verdienen?“

Er lachte laut und einige Leute am Nachbartisch drehten sich kurz um.

„Warum hast du das nicht gleich gesagt? Roxana würde liebend gern mit dir tauschen, da bin ich sicher.“

Roxana arbeitete in seinem Club. Xenia war sich nicht sicher, was genau sie dort tat. Sie hatte sie dort tanzen sehen, das einzige Mal, an dem Jan sie mitgenommen hatte. Er hielt sie fern von seinem *Unterhaltungsbetrieb*, wie er den Club nannte. Er wollte sie ganz für sich. Vielleicht konnte sie das zu ihrem Vorteil ausnutzen.

„Sonst gehe ich fort, verstehst du?“

Er sah sie nur an. In diesem Moment erkannte sie an seiner Ruhe, dass sie ihn falsch eingeschätzt hatte. Vollkommen falsch.

„Ich glaube, *du* hast hier Einiges nicht ganz verstanden. Ich habe deinen Pass und ich habe das Geld. Ich werde dir nicht erlauben zu gehen.“

Er nahm die Stoffserviette von seinem Schoß und tupfte sich die Lippen ab. Er lächelte, als er sie wieder sinken ließ.

„Aber was deinen Wunsch angeht, ein wenig Geld zu verdienen, kann ich dir entgegenkommen. Ich hätte da ein paar sehr interessante und kurzweilige Aufträge für dich. Es wird dir gefallen. Vertrau mir.“

Er stand auf und blieb neben ihrem Stuhl stehen, bis auch sie sich erhoben hatte. Dann fasste er sie mit links am Unterarm und sein Griff schien bis auf den Knochen zu gehen. Mit der rechten Hand unterschrieb er im Hinausgehen die Rechnung. An der Garderobe half er ihr selbst in den Mantel, der ihr auf einmal wie eine Zwangsjacke vorkam. Vor der Tür stand schon sein Wagen. Aber er stieg nicht ein. Er nickte Omar, seinem Chauffeur, der stets ein

elfenbeinernes Lächeln im dunklen Gesicht trug, zu und verdrehte Xenia den Arm, sodass sie ihm folgen musste, wollte sie sich nicht einen Unterarmknochen berechnen lassen.

In der nächsten Querstrasse hielt Omar an und Jan öffnete ihr den hinteren Wagenschlag. Für einen kurzen Moment dachte sie, er hätte ihren Vorstoß nicht ernst genommen und alles ginge so weiter wie früher. Er würde ihr mit einer galanten doch etwas clownesken Bewegung in den Wagen helfen, einen taffen Spruch ablassen und sie zurück in seine Wohnung bringen. Doch dann traf sie sein Tritt in die Kniekehlen, während er sie gleichzeitig von hinten auf die Rückbank schubste. Wo hatte er nur plötzlich die Kabelbinder her?

Xenia überlegte fieberhaft, was Jan sonst eigentlich mit Kabelbinder anfang (Leitungen fixieren? *Andere* Frauen fesseln?) als seine Faust ihre Gedanken zum Erliegen brachte. Es donnerte und dröhnte in ihrem Kopf und sie schmeckte wieder ihr eigenes Blut. Aber sie war noch bei Bewusstsein, als Omar mit quietschenden Reifen davonfuhr.

Sie verhielt sich still, es war nur eine kurze Fahrt. Die pinke Leuchtschrift des *Jasmin* flirrte über ihrem Kopf in der Nacht, als sie vor dem Club anhielten.

Jan und Omar verließen den Wagen. Xenia hob vorsichtig den Kopf. Sie sah durch die Scheibe Roxana an der Wand neben dem Eingang lehnen und eine Zigarette rauchen. Sie trug hohe Stiefel, einen zu kurzen Rock und sah aus wie eine durchschnittliche Prostituierte. Erst in diesem Augenblick wurde Xenia klar, wie naiv sie gewesen war. Tänzerin? Das erste Mal in ihrem Leben tat Roxana ihr wirklich leid. Aber Roxana war stark und sie war hier. Sie würde ihr helfen. Sie hatten schon zuviel gemeinsam durchgemacht. Sie waren eine Familie, zumindest das.

„Roxana!“ rief sie leise und klopfte mit ihrer Stirn gegen das Fenster, auf dem sie eine klebrige, dünne Blutspur hinterließ.

„Roxana!“

Ihre Cousine hob den Kopf und ihre Augen trafen sich. Sie würde herüberkommen und sie befreien. Sie würde ein gutes Wort für sie einlegen bei Jan, wenn er wiederkam. Sie würde *irgendetwas* tun, um sie aus dieser Situation zu befreien, von der nicht sicher war, wie Xenia daraus hervorgehen würde: tot oder lebendig.

Roxana rührte sich nicht. Sie lächelte ihr zu und machte eine kleine Bewegung mit ihrer Zigarette. Dann kamen Jan und Omar zurück.

„Hast du endlich erkannt, was für eine falsche Schlange sie ist?“ gurrte Roxana und streichelte das Revers von Jans anthrazitgrauem Unternehmer-Anzug.

Er stieß sie ohne Erwiderung von sich und stieg vorne neben Omar ein. Roxana sah dem Wagen beleidigt nach. Dann hob sie träge die Hand und winkte Xenia zum Abschied zu.

Wenn er etwas an dieser Stadt nicht leiden konnte, dann, dass sie niemals aufhörte zu leuchten. Neonreklamen flackerten anzüglich, Laternen tauchten ihre Umgebung in ein Fantasyfarbenes Leuchten. Geschmackloses, allgegenwärtiges Licht! Es verzerrte die Tatsache, dass die Erde ein dunkler Ort war. Kalt und unwirtlich. Außerdem störte es ihn beim Denken. Ließ man sich erst einmal auf die Dunkelheit ein, dachte er, dann war es erstaunlich, wieviel der Mensch sehen konnte. Auch nachts. Besonders nachts. Die Sterne zum Beispiel. Die Sterne konnte man nur an Orten sehen, die nicht durch künstliches Licht verschmutzt waren. Und fotografieren konnte man sie auch nur dort. Mit einem Stativ und viel Geduld, einer warmen Jacke und einer kleinen Thermoskanne heißen Tees. Tee, dachte Les, als er in eine schmale Gasse einbog, war in jedem Fall unverzichtbar. Er hatte schon lange keine Sterne mehr fotografiert. Er fotografierte Gläser, Töpfe, Blumen, Staubsauger oder Tortenheber, Bohrmaschinen, Rasenmäher, Spaten. Hin und wieder auch ein Auto. Aber große Aufträge dieser Art waren selten geworden, wahrscheinlich, weil er Autos hasste. Er fotografierte für verschiedene Firmen und Kaufhäuser. Früher waren seine Bilder in Katalogen gedruckt oder in Zeitungen zu sehen gewesen. Heute fand man sie im Internet. Manchmal wurde eins geklaut und er sah sein Foto auf der Webseite eines Menschen, der ihm kein Geld dafür gezahlt hatte. Dennoch freute es ihn. Ein geklautes Bild war immerhin eine Art der Würdigung und der Anerkennung. Werbefotografen bekamen davon nicht sehr häufig einen Anteil.

Er nippte an dem Becher mit dem kleinen Schlitz im Deckel, in den er vor zehn Minuten, kurz bevor er das Haus verlassen hatte, seinen Tee gefüllt hatte. Es war kurz nach Mitternacht und die Sonne würde sich noch viele Stunden nicht blicken lassen.

Les mied die großen Boulevards und hielt sich abseits. Hangman wedelte freudig um ihn herum durch die Strassen. Auch er ein Fan von den abgelegenen Orten, die sein Herrchen aufsuchte, um seine dunklen Bilder mit der langen Belichtung zu schießen. Er war ein weißer Pitt-Pull-Terrier mit freundlichen Schlappohren und einem schwarzen Klecks über dem rechten Auge. Ganz offensichtlich ein direkter Nachkomme des Hundes Pete aus den „Kleinen Strolchen“, einer Fernsehserie, die nur noch sehr, sehr alte Knacker oder Nerds wie Les kannten. (Sie hatte in den ersten Folgen als *Stummfilm* begonnen und wer sah sich so etwas heute noch an?). Les hatte wieder einmal nicht schlafen können, hatte Hangmans Gewinsel nachgegeben, seine Kamera umgehängt und das Stativ geschultert. Er hatte sich in seinen alten Vauxhall gesetzt und war die Shakespeare Road hinuntergefahren, bis er an die

alten Eisenbahnbögen westlich der Loughborough Junction kam. Er parkte vor einem der halbrunden Tore und rüttelte an den Schlössern, bis eines davon nachgab. Er wusste, dahinter verbargen sich staubige Krypten voller Wasserflecken, Moder an den Wänden, unverputzen Ziegeln. Unter den beiden parrallel verlaufenden Viadukten lagen Illegale Haschhöhlen oder Discotheken, die seit Jahren aufgegeben waren. Dort hoffte er, einen bestickten Satinfetzen oder verbogene Spritzen als kleines Detail für seine düsteren Bilder zu finden. Hangman rannte schnüffelnd durch die hohen Gewölbe und sprang auf der anderen Seite durch ein eingeschlagenes Fenster wieder hinaus.

„Hangman, bleib!“ rief Les etwas zu spät.

Da begann Hangman zu bellen.

Les mochte den tiefen Bariton seines Hundes. Er bellte selten und eher bedächtig, als wüsste er um sein durchdringendes, irgendwie bestimmendes Organ, auf das jeder hörte, auch Menschen, die nichts von Hunden hielten. Aber Hangman hörte gar nicht wieder auf zu bellen. Sein Bariton steigerte sich in die beinahe hysterischen Höhen eines Altus und Les kletterte ihm beunruhigt durch das Fenster nach. Er befand sich in dem schmalen Durchgang zwischen den Gleisbögen und einer Mauer, die vor der benachbarten Häuserwand verlief. Es war eine enge Gasse, nach Urin und Fäulnis stinkend, an manchen Stellen moosig, weiter hinten vollgemüllt. Dort sah er Hangman stehen und bellen, erregt und ängstlich, und als Les näherkam, erkannte er, dass neben ihm ein nackter Körper lag. Eine leblose Frau. Sie lag auf dem Bauch, die Arme nur leicht verdreht neben ihren Hüften. Ihr Gesicht war von langem, dunklen Haar bedeckt und als er es zur Seite strich, weil er nicht anders konnte, fasziniert von den beinahe unglaublich perfekten Rundungen ihres perlweißen Hinterns, staunte er. Er hockte sich hin und durch seine Linse sah sie noch schöner, noch unberührbarer aus und er drückte zehnmal auf den Auslöser, bevor ihm klar wurde, dass er eine Leiche fotografierte.

Es dauerte fünfzehn Minuten, bis der erste Polizeiwagen kam, nachdem er den Notruf abgesetzt hatte. Man konnte ihn auf der nicht weit entfernten Strasse vor der Gasse halten sehen. Die Lichter auf dem Dach stumm blinkend, als sei es eine romantische Nacht. Les ging ihnen entgegen, um sie zum Leichnam zu führen und sie zogen die blau-weißen Absperrbänder vor den Durchgang, sprachen in ihre Funkgeräte und ließen die Dunkelheit durch ihre tragbaren Scheinwerfer verschwinden.

„Wo zum Teufel bleibt der zuständige Inspektor? Und was ist mit den Sanitätern? Hat irgendwer sich die Frau schon angesehen? Das hat man nun davon, dass man schlaflos ist und in der Nähe wohnt.“

Ein Glatzkopf im langen Mantel kam keuchend und vor sich hin schimpfend auf Les zu. Er zog sich Latexhandschuhe über und beugte sich zu der schönen Toten hinab. Les beobachtete ihn eifersüchtig. Der Ermittler tastete den Hals der Frau ab. Richtete sich abrupt auf und sah Les erschrocken an.

„Heilige Scheiße, die lebt ja noch!“

Verdattert stand Les in dem Getümmel, das plötzlich losbrach. Männer, die nach Decken riefen, der Glatzkopf, der in sein Handy plärrte. Er wurde zur Seite geschubst, als die Sanitäter, in Neonwesten leuchtend wie Elfenkönige, mit einer Trage anrückten. Er würde gehen. Offenbar wurde er hier nicht mehr gebraucht.

Aber sollte nicht jemand seine Personalien aufnehmen? Ihn als Zeugen befragen? Obgleich ein Überfall weit weniger schwerwiegend war, als ein Mord, soviel war auch ihm klar. Doch er konnte sich nicht trennen von der Frau, die nun umgedreht wurde. Hektik brach aus, die Stimmen überschlugen sich, einer hielt einen Beutel mit klarer Flüssigkeit hoch und es fiel das Wort *Bluttransfusion*. Er konnte nicht länger zusehen, was sie mit seiner schönen Toten anstellten, von der er hoffte, dass sie nicht sterben würde. Er nannte sie bei sich noch immer „die Tote“, weil er einige Minuten lang wirklich geglaubt hatte, sie sei verstorben und das hatte ihr einen gewissen Zauber verliehen, etwas unwirklich Magisches, das er sich selbst nicht erklären konnte.

Er würde gehen, wenn sie ihn nicht befragen wollten, denn allmählich wurde ihm kalt. Wo war Hangman? Er drehte sich suchend nach seinem Hund um. Stieß den kurzen Pfiff aus, auf den Hangman immer so brav und folgsam reagierte und da stand er auch schon vor ihm. Sein weißes Fell war an der Schnauze rot gefärbt, als habe er einen Himbeerkuchen verputzt, und leuchtete im Licht der Scheinwerfer wie Blut. Stolz hielt er Les seinen Fund hin, einen groben Fetzen, den er vorsichtig in seinen Fangzähnen hielt. Er wedelte mit dem Schwanz wie jedes Mal, wenn er mit Les apportierte. Und Les strich ihm lobend über das kurze Fell, sodass Hangman den Brocken fallen ließ, der aussah wie ein großes Holzfällersteak.

„Leinen Sie gefälligst Ihren Hund an! Sonst müssen Sie noch mit einer Anzeige rechnen!“ blaffte ein Polizist, der, da war Les sicher, sonst nur Streife ging und sich über die aufregende Wendung freute, die sein Dienst genommen hatte. Er war womöglich enttäuscht, dass es nicht wirklich eine Leiche war, mit der er es zu tun bekommen hatte, sondern nur eine Schwerverletzte, und vielleicht war er deshalb so griesgrämig, dass er seinen Ärger an ihm, Les, ausließ. Seufzend beugte er sich zu Hangman hinunter und hakte den fetten Karabiner an der Öse seines Lederhalsbandes ein. Dabei fiel sein Blick auf Hangmans Trophäe. Und so aus

der Nähe betrachtet, meinte er plötzlich erkennen zu können, was Hangman da entdeckt hatte. Er spürte seinen Herzschlag heftiger als zuvor und eine Welle Magensäure stieg ihm in den Rachen. Er würgte, als er sich endlich eingestand, was da vor ihm im Dreck lag. Es war eine abgetrennte, blutverschmierte und verzerrte weibliche Brust.

4

Die grüne Landschaft von Surrey glitt an ihr vorbei wie ein ruhiger Dokumentarfilm. Schwere Wolken über hellem Horizont, ein wirklich stimmungsvolles Ansichtskartenmotiv. Der Zug schwebte, ratterte nicht, und hatte Vincent bereits in einen unruhigen Schlaf gewiegt. Jess selbst konnte kaum die Augen offenhalten. Sie machten einen Ausflug zu ihrer Mutter. Selten genug, hatte sie sich gesagt und den wahren Grund vor sich selbst verleugnet: Neugier. Sie hatte es satt, immer wieder auf die fiktive Miss Marple angesprochen zu werden und nichts über die reale *Mrs* Marple (ihre Urgroßmutter, und sie war auch verheiratet gewesen) zu wissen. Sie wollte endlich ein wenig mehr über sie erfahren. Vom Jahrgang her eine Zeitgenössin Agatha Christies, etwa fünf Jahre älter. Jess wollte herausfinden, ob es da womöglich noch mehr Parallelen gab. Schließlich hatte sie sich lange genug das Gezischel und Geratsche angehört. Der Inspector hatte mit seinem Getue nur das Fass zum Überlaufen gebracht. Es war Zeit, den Dingen auf den Grund zu gehen und alle Gerüchte aus der Welt zu schaffen. In Jessicas Kindheit war der Familienname *Marple* nie ein Thema gewesen. Vielleicht hatte es sie auch einfach nicht interessiert. Die Krimis von Agatha Christie gehörten natürlich nicht zu Jessicas Jungmädchenlektüre der achtziger Jahre und waren auch noch zehn Jahre später hoffnungslos altmodisch. Unmodern und altbacken. Nur die ausländischen Touristen sahen sich in ungebrochener Nostalgie Jahrein Jahraus das Theaterstück *Die Mausefalle* im St. Martin`s Theatre im Westend an. Jess hingegen verbrachte eine unbeeinträchtigte, Miss-Marple-freie Kindheit und Jugend und wuchs in vollkommener Ahnungslosigkeit auf. Unglücklicherweise hatte die Jahrtausendwende gleichzeitig eine Trendwende in Sachen Miss Marple gebracht. Agatha Christies Bücher wurden nun mit neonfarbenen Covern in schmissigen, neuen Übersetzungen stapelweise wiederaufgelegt. Es gab eine neue Fernsehserie, die die Platschkuh Margaret Rutherford als Betrügerin enttarnte. Als Jess sich im fortgeschrittenen Alter von fünfundzwanzig (hochschwanger, mit Riesenbrüsten und Elefantenfüßen) überwand und ihre erste Geschichte mit Miss Marple las, stellte sie erstaunt fest, dass die Autorin ihre neugierige Namensvetterin zart, freundlich und intelligent gezeichnet hatte und nicht fett, impertinent und peinlich

witzig. Den Vogel hatte dann allerdings dieser neue Kinofilm abgeschossen. Helena Bonham Carter als Miss Marple auf Weltrettungsmission. Sie machte Karate und benutzte ihre Stricknadeln wie japanische Mordinstrumente. In den postmodernen Grautönen der Schweden-Krimis (nicht in den optimistischen Primärfarben der BBC) lieferte sie sich chaotische Verfolgungsjagden in ihrem alten Jaguar oder einem entführten Zeppelin. Dabei trug sie umwerfende Hosenanzüge und türkisfarbene lange Wildlederhandschuhe. Und natürlich die unvermeidliche Perlenkette, die sie nicht einmal zum Schlafen ablegte (*Perlen sind wie Babys, sie brauchen menschlichen Hautkontakt*). Plötzlich war Miss Marple wieder modern und in aller Munde. Voll angesagt. In. Sie war von der alten Jungfer zur modernen Marvel-Heldin mutiert und ihren Namen kannte plötzlich jedes Kind. Er tauchte an vorüberfahrenden Bussen in London auf, auf Litfaßsäulen und Taxis. Es war beängstigend. Vincent hatte sich die DVD gewünscht und seine Freunde zeigten sich angemessen beeindruckt von der Namensgleichheit. (*Mann, cool Alter, hast du die Mordnadel geerbt?*) Und es ging los mit den Bemerkungen. Früher hatten sie sich vielleicht nicht getraut, wollten nicht zugeben, dass sie Miss Marple kannten und keiner hatte auf einer Party auch nur gezuckt, wenn Jess sich mit ihrem Nachnamen vorstellte. Nun verging kaum ein Tag, an dem sie nicht ein wissendes Lächeln im Mundwinkel ihres Gegenübers entdeckte. Einen plötzlich aufmerksamen Blick, ein verstecktes Mustern. Und immer wieder die Bemerkungen. Die Anspielungen. Die Witze.

„Wie hältst du das nur aus“, hatte Andy eines Abends gesagt, als er Vincent vom Unterricht abgeholt hatte.

„Heute hat mich eine seiner Lehrerinnen mit *Mister Marple* angesprochen und neckisch gezwinkert.“

„Sei froh, dass sie wenigstens mit dir flirtet. Über mich machen sie sich lustig. Kluger Blaustrumpf, Nervensäge. Das alles steht in ihren taxierenden Blicken.“

„Kluger Blaustrumpf? Nie im Leben. Aber bei Nervensäge, da würde ich schon mitgehen“, sagte Andy und grinste. „Manchmal.“

Dann küsste er sie auf die Nasenspitze. Das war Monate her. Die Küsse waren seltener geworden, die Bemerkungen nicht.